



Geschichte der deutschen Kunst

<<Das>> frühe und hohe Mittelalter bis zum Ausgang der Staufer : die Kunst des romanischen Stils / Georg Dehio

Dehio, Georg

Berlin [u.a.], 1930

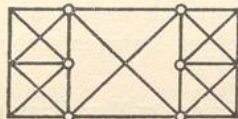
Ausbreitung des Gewölbebaus im 12. Jahrhunderts

[urn:nbn:de:hbz:466:1-96180](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-96180)

AUSBREITUNG DES GEWÖLBEBEAUS IM 12. JAHRHUNDERT.

Was der großartige Auftakt, mit dem in Speier und Mainz der Gewölbebau einsetzte, anzukündigen schien, hat die nachfolgende Entwicklung nicht gehalten. Zu einer allgemeinen Entscheidung für den Gewölbebau war Deutschland noch nicht reif. Der Meister des Speierer Doms war mit der Einsicht, daß hier das Problem der Probleme lag, zu früh erschienen. Ebendamals errangen die westlichen Nachbarn durch den Gewinn dieser Einsicht den entscheidenden Vorsprung. Nur 50 Jahre waren seit der Vollendung des Speierer Doms vergangen, als in Nordfrankreich das gotische Gewölbesystem kreiert wurde und sofort eine vollständige Umwälzung im ganzen Charakter der französischen Baukunst nach sich zog. Während dieses halben Jahrhunderts hat in Deutschland der Gewölbebau nach der Seite des Konstruktiven keine Fortschritte gemacht, nach der Seite des Künstlerischen die Gedankenhöhe des Speierer Musters nicht erreicht. Der tiefe innere Gegensatz zwischen dem flachgedeckten und dem gewölbten System trat noch nicht klar ins Bewußtsein, und so pendelte die Baupraxis unentschlossen zwischen beiden hin und her. Die Statistik zeigt, daß in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts die Gewölbekirchen noch stark in der Minderheit blieben und in der zweiten Hälfte eben erst die Gleichzahl erreichten, allerdings mit großen Unterschieden der einzelnen Stilprovinzen. In der freien und schönen Behandlung des Raumes erwiesen sich die Kirchen des alten Systems überlegen, woher man begreift, daß selbst noch manche sehr vornehme Bauten ihnen den Vorzug gaben. Um ihnen ebenbürtig zu werden, hätten die Gewölbebasiliken eines neuen Proportionskanons und einer neuen Organisation der Glieder bedurft, wozu ja der Meister von Speier schon bedeutsame Anweisungen gegeben hatte. Die meisten aber faßten ihre Aufgabe nur technisch, nicht künstlerisch. Sie sehen in der Regel so aus, als wären die Gewölbe und ihre Stützen erst nachträglich eingeschoben, und bei vielen ist dies auch wirklich der Fall, d. h. sie sind umgearbeitete Flachdeckbasiliken. Sicher war dies nicht der Weg, über den zu schaffenden gewölbemäßigen Stil zur Klarheit zu gelangen.

Mit Ausnahme gewisser provinzieller Abweichungen war das gebundene System maßgebend. Es geht aus von der auf der damaligen Stufe der Wölbekunst schwer zu umgehenden Notwendigkeit, dem einzelnen Gewölbe quadratischen Grundriß zu geben, woraus folgt, daß je einem Mittelschiffsgewölbe zwei in den Seitenschiffen entsprachen, wie die bestehende Figur es zeigt:



An Zusammensetzung des Grundrisses aus Quadraten waren ja schon die Flachdeckenbasiliken gewöhnt gewesen. Auch der Stützenwechsel war nichts Neues, doch macht er durch die unverhältnismäßig starke Betonung der Hauptstützen einen andern Eindruck. Auf gewisse technische Verbesserungen in der Form der Gewölbe brauchen wir nicht näher einzugehen. Die Wände hatten nicht nur als Stützen, sondern zugleich auch als Widerlager zu dienen, mußten also sehr schwer gebildet werden. Das in der Baukunst Frankreichs längst verwandte Mittel der Strebepfeiler wurde verschmäht. Ganz unbekannt war es auch in Deutschland nicht, wie beispielsweise die Kreuzgänge am Münster zu Bonn und am Dom von Hildesheim es erweisen. An Kirchenschiffen hätten sie in der Außenansicht die ruhigen Flächen zerrissen, was dem deutsch-romanischen Formgefühl widerstrebte.

Wir geben im folgenden eine Übersicht über die Baubewegung.

Im Jahre 1100, um daran zu erinnern, war der Dom von Speier vollendet, der Dom von Mainz im Bau. Es ist merkwürdig, wie langsam selbst die nähere Umgebung ihm gefolgt ist. Bei den schweren Verwüstungen, die dieses Gebiet im 16. und 17. Jahrhundert erlitten hat, ist es möglich, daß der eine oder andere kleinere Gewölbebau zustande kam, der sich unserer Kenntnis nun entzieht; die ersten großen entstanden sicher nicht früher als in den 70er Jahren: der Dom von Worms und die Klosterkirche Eberbach im Rheingau. Diese ist eine Zisterzienserkirche, unter den Kirchen dieses Ordens die erste, die das Gewölbesystem annimmt. Auch der 1171 begonnene Dom von Fritzlar war wohl von Anfang an für das Gewölbe bestimmt (Abb. 99). Flachgedeckte Basiliken von Bedeutung waren in der Mainzer Diözese: Dissibodenberg an der Nahe, geweiht 1143, Ilbenstadt in Hessen 1123—59, ganz spät (Anfang des 13. Jahrhunderts) das Langhaus der Marienkirche in Gelnhausen; in der Trierer Diözese: St. Matthias 1131—41, die Stiftskirche in Merzig 1150, merkwürdigerweise (wie auch Gelnhausen) schon mit spitzbogigen Arkaden, Arnstein an der Lahn, begonnen um 1180, St. Kastor in Koblenz nach 1190. Also auch am Mittelrhein war Laach als Gewölbebau lange Zeit eine einsame Erscheinung. Am Niederrhein beginnt die Reihe 1138 mit der ansehnlichen Klosterkirche Knechtsteden (Abb. 67); Klosterrat bei Aachen 1143 (mit eigentümlichem Wechsel basilikaler und querschiffartiger Abteilungen); Brauweiler nach 1150, Umbau aus älterem, flachgedecktem Bau; umgekehrt Hochelten auf Pfeilersystem mit Gewölben angelegt, aber mit Flachdecke ausgeführt. In Köln war die erste und nicht große Gewölbekirche St. Mauritius aus den 40er Jahren (jetzt abgebrochen), und sie fand bis nahe an den Schluß des Jahrhunderts keine Nachfolge.

Ausgeprägt gewölbefreundlich finden wir Westfalen. Nach 1150 entstanden keine flachgedeckten Anlagen mehr*. Das Merkwürdigste ist

* Länger hielten sie sich nur an der Weser dank der Nähe Niedersachsens.

der Eifer, mit dem sogleich die ländliche Kleinarchitektur mittat. Dabei gab sie sich nicht mit einschiffigen Räumen, wie sie dem Bedürfnis genügt hätten, zufrieden, sondern die Regel bilden die dreischiffigen, aber reduziert auf ganz kleinen Maßstab. Im Verhältnis zu dem engen und gedrückten Freiraum sind die Mauern und Pfeiler von fast komisch wirkender Stärke. Diese Bauernarchitekten waren Fanatiker der Solidität. Und sie haben es erreicht, daß Westfalen mehr alte und unversehrte Dorfkirchen besitzt als alle übrigen deutschen Landschaften. Es mögen ihrer noch zwei Dutzend aus der Zeit Friedrich Barbarossas erhalten sein. Wo man zu größeren Bauten schritt, wie die Marienkirche in Dortmund und der Umbau von St. Patroklus in Soest, fielen sie ungeschlacht aus, wenn sie auch von unanfechtbarer Dauerhaftigkeit waren. Es ist kein Wunder, daß man unbefriedigt nach einem andern Typus sich umsah. Die Westfalen fanden einen ihnen gemäßen in der Anlage mit drei gleichhohen Schiffen, in der technischen Sprache heute Hallenkirche genannt. Wir reden davon besser in späterem Zusammenhange.

Die sächsisch-thüringische Schule ist an künstlerischem Feingefühl der westfälischen überlegen. Vielleicht war das mit ein Grund, weshalb sie auf den Gewölbebau nur zögernd sich einließ. Gegenüber einer langen Reihe ausgezeichneter Flachdeckbasiliken, die einzelne Ausläufer noch ins 13. Jahrhundert erstreckte (z. B. die schöne Marienberger Kirche bei Helmstedt), haben die Gewölbekirchen des 12. Jahrhunderts den Charakter einzelner Experimente. Das früheste derselben, freilich nur als unausgeführt gebliebene Absicht, liegt vor in der 1133 begonnenen St. Godehardskirche in Hildesheim. Zunächst bietet der Chor ein ganz ungewohntes Bild: drei Schiffe, der halbrunde Abschluß des mittleren durch fünf Arkaden durchbrochen, die Seitenschiffe als Umgang konzentrisch um ihn herumgeführt. Gewölbt sind nur die Abseiten (im geraden Teil mit Kreuzgewölben, im Umgang mit Tonnengewölben), aber gewisse Vorkerhungen an der Wand lassen nicht bezweifeln, daß auch der hohe Mittelraum für Gewölbe bestimmt war. Dasselbe ist für das Querschiff indiziert, wo die Gewölbeform ebenfalls die der Tonne hätte werden müssen. Beides, der Grundriß wie das zu vermutende Gewölbesystem, erinnert auffallend an einen in Frankreich, besonders an der Loire und im Zentrum, sehr verbreiteten Typus. Freilich muß gesagt werden, daß die deutsche Baukunst dieser Zeit mit der französischen in gar keiner Verbindung steht. Es wäre also ein ganz alleinstehender Fall*. Und es gibt auch örtlich nähere, wenn schon formal weniger schlagende Analoga:

* Man pflegt daran zu erinnern, daß Bischof Bernhard 1131 auf dem Konzil von Reims war, um die Heiligsprechung seines Vorgängers Godehard zu bewirken, auf welche unmittelbar die Grundsteinlegung der Kirche folgte. Leider bedeutet dieser Hinweis weniger, als ich früher annahm. Denn jetzt ist nachgewiesen, daß die Kirche St. Remy in Reims gar keinen Umgangschor besessen hat; derselbe ist eine jetzt durch Ausgrabungen widerlegte Erfindung von Viollet-le-Duc.

die Wipertikrypta in Quedlinburg, die Kapitolskirche in Köln. Überzeugen kann keine dieser Ableitungen. So wird St. Godehard ein architekturgeschichtliches Rätsel bleiben müssen. Als die langsam fortschreitende Bauführung an die Hochtelle des Querschiffs und an das Langhaus kam, hat man in Hildesheim die fremdartige ursprüngliche Absicht nicht mehr verstanden, jedenfalls nicht mehr sie auszuführen sich getraut. Das Langhaus wurde eine normale Flachdeckbasilika und repräsentiert diesen Typus in reifer Schönheit. — Eine zusammenhängende, wenn auch an Gliedern noch immer nicht reiche Gruppe von Gewölbebauten sahen in Sachsen erst die 70er Jahre entstehen. Ihr Gründer war ein weltlicher Fürst von hohen Herrschergaben, Heinrich der Löwe. Zuerst fand er die von seinem Großvater, Kaiser Lothar, gegründete Klosterkirche Königslutter zu vollenden. Das Langhaus war fertig, flachgedeckt, einer der stolzesten Bauten dieses Stils. Querhaus und Chorhaus empfingen jetzt Gewölbe. Es sind Kreuzgewölbe von gediegener Konstruktion, in den Diagonalen grätig, aber mit selbständig gemauerten Quer- und Schildgurt, die Raumbildung ebenmäßig und würdevoll. An der Dekoration dieser östlichen Bauteile haben Italiener teilgenommen; daß sie auch die Gewölbe ausgeführt haben, ist möglich, doch nicht ausgemacht. Sicher ganz von sächsischen Bauleuten rührt eine zweite bedeutende Kirche her: die mit der Herzogsburg in Braunschweig in Verbindung stehende Stiftskirche St. Blasius (Abb. 64, 65), ausgeführt in raschem Zuge zwischen 1173 und 1195. Die Wölbungsmethode ist eine andere als die Königslutterer. Sie ist zugleich altertümlich und fortschrittlich. Das erstere, insofern sie die einzelnen Joche nicht isoliert, sondern ein fortlaufendes, gurtloses Tonnengewölbe mit Stichkappen gibt; fortschrittlich darin, daß sie die Bogenlinien des Gewölbes spitzbogig bricht und hierdurch über die ungleichen Seitenlängen der Grundrisse Herr wird. An französische Einwirkung ist dabei in keiner Weise zu denken. Wir haben hier den merkwürdigen Fall einer aus selbständiger Überlegung hervorgehenden spontanen Entstehung eines vorgotischen Spitzbogens auf deutschem Boden. Auch ein anderes struktives Hilfsmittel, das später in der Gotik seine Rolle spielen sollte, der Strebeböfeler, kommt vereinzelt in Sachsen vor, nämlich an dem Domkreuzgang in Hildesheim und ebendort am Kreuzgang der Hl.-Kreuz-Kirche, die auch mit ihren gurtlosen Spitzbogengewölben an Braunschweig erinnert. Weitere Gründungen Heinrichs des Löwen sind die Dome von Lübeck und Ratzeburg. Sie wären, wenn schon damals vollendet, Kopien des Braunschweiger Doms geworden. Dessen Einfluß pflanzte sich lokal in der Martini- und der Katharinenkirche fort (beide später als Hallenkirchen umgebaut), auswärts in den Kirchen Goslars und im Kloster Heiningen. Nach Ostsachsen und Ostthüringen war in unserer Epoche der Gewölbebau noch nicht vorgedrungen.

Wenden wir uns jetzt Oberdeutschland zu. Hier zieht der Rhein eine scharfe Grenze. Das Elsaß hat so frühe Gewölbebauten, wie Mainz und Speier, Laach und Knechtsteden zwar nicht aufzuweisen, aber von 1150 ab wurde es schnell für die neue Bauart gewonnen. Es kann nicht wirkungslos gewesen sein, daß am Oberrhein zwei Verkehrsstraßen aus gewölbekundigen Ländern, Burgund und Oberitalien, zusammentrafen. Abgelenkt wurde die elsässische Eigenart dadurch nicht. Im Gegenteil, jetzt erst recht, als ihre Ausdrucksmittel sich vermehrten, entwickelte sie sich zu voller Prägnanz. Kaum irgendwo sonst ist das gebundene System so gut behandelt worden. Im breiten Wuchs und starken Knochenbau erinnert der elsässische Provinzialismus einigermaßen an den westfälischen, aber sehr überlegen ist er ihm in der ausdrucksvollen Plastik der Glieder. Bemerkenswert ist das frühe Auftreten der Kreuzrippen. Sie wurden aber nicht benutzt, der Konstruktion Leichtigkeit zu geben — das Ziel der französischen Rippengewölbe —, vielmehr erhöhen sie noch den Eindruck wohlgerüsteter Gliederstärke. Mit der werdenden Gotik haben sie innerlich nichts zu tun und vielleicht auch nach dem äußeren Zusammenhange nichts. Denn wenn es auch möglich ist, daß das Elsaß durch die lothringischen Bauten jenseits der Vogesen mit ihm bekannt wurde, so ist es ebenso möglich, ja um einen Grad wahrscheinlicher, daß sie aus der Lombardei kamen. Einzelne Schmuckformen und gewisse Eigentümlichkeiten des Mauerverbandes machen es unzweifelhaft, daß in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts am ganzen Oberrhein, bis hinab nach Speier und Mainz, lombardische Steinmetzen Arbeit gefunden haben. Im ganzen System lombardisch ist das Münster in Basel (Abb. 89), der geistlichen Metropole des Oberelsaß, ebenso das Großmünster in Zürich. Das Merkmal dafür ist die Anlage von Emporen über den Seitenschiffen und ihre Ausnutzung als Widerlager für die Gewölbe des Hauptschiffs. Die Form der ältesten Kreuzrippen (im Kloster Murbach am Fuße des Belchen, um oder nach 1150) ist im Profil rechtwinklig und es wird der eine Diagonalbogen als Halbkreis durchgeführt, ohne Schlußstein, der andere in zwei Arme zerlegt, die außer Verband mit dem ersten stumpf an ihn anstoßen. Diese primitive Fassung war um die Mitte des 12. Jahrhunderts in Frankreich schon überwunden. Am Oberrhein hält sie sich bis in die Spätzeit des Jahrhunderts, ein Beweis mehr, daß sie nicht aus dem Entstehungslande der Gotik kommt. Beispiele: um oder bald nach 1180 die Ostteile des Wormser Doms (der auch sonst in Einzelheiten nähere Beziehungen zum Elsaß zeigt); gleichzeitig die Chorkapellen in Maulbronn; etwa ein Jahrzehnt später Bronnbach an der Tauber. Kreuzrippen mit rundem Querschnitt und, was wichtig ist, mit Schlußstein in Rosheim etwa 1170 bis 1190 (Abb. 87). Die sonst nahe verwandte Kirche des Niedermünsters am Odilienberg hatte noch grätige Gewölbe. Die Rosheimer Kreuzrippen könnten ihrer Form nach wohl französisch sein; zu beachten bleibt doch,

daß die Schmuckformen dieser Kirche nichts Französisches, wohl aber manche lombardische Motive aufweisen. Weiter entwickelt St. Fides in Schlettstadt (Abb. 88).

Überschreiten wir den Rhein, so haben wir ein durchaus anderes Bild vor uns. Im Gegensatz zum stark bevölkerten Elsaß mit seinen zahlreichen Klöstern und mehrfach schon den Charakter kleiner Städte annehmenden Siedlungen war das heute badische Ufer ein rein agrarisches Land. Noch im 11. Jahrhundert ist hier nichts von Belang gebaut worden. Das 12. Jahrhundert sah zwei stattliche Anlagen der Hirsauer entstehen, in Gengenbach und Schwarzach, die letztere im Anfang des 13. Jahrhunderts noch als flachgedeckte Basilika erneuert. Der erste Gewölbebau, aus der Spätzeit des Jahrhunderts, war den Zisterziensern zu verdanken: Thennenbach bei Freiburg. Er nimmt mit seinem burgundischen System durchaus eine Sonderstellung ein und hat auch keinen Einfluß weiterhin erlangt. Jenseits des Schwarzwaldes bis an und über den Neckar, ebenso am Bodensee und an der Donau findet sich von Gewölbebauten nichts. Der erste in Schwaben ist die sehr ansehnliche Stiftskirche Ellwangen, ein Derivat des Wormser Doms, vor 1180 begonnen und langsam ins folgende Jahrhundert hinein weitergeführt, dessen Frühzeit auch die kleinen Kirchen zu Brenz, Faurndau und Denkendorf angehören. Die letztere besitzt eine in ihrer stilistischen Haltung merkwürdige, weil unschwäbische, ja überhaupt un-deutsche Krypta aus der Zeit um 1200. Fraglos erinnert sie an den französischen Süden. Die Erklärung dieser überraschenden Tatsache wird darin zu suchen sein, daß die Erbauer Kanoniker vom heiligen Grabe waren; in Jerusalem aber herrschte damals die südfranzösische Architektur*. — Eine etwas größere, wenn auch keineswegs große Zahl von Gewölbekirchen besitzt Baiern. Sie ordnen sich in zwei Gruppen. Die eine steht unter italienischem Einfluß: Kirchen in Reichenhall und Altenstadt am Lech. Die andere ist im Lande selbst entsprungen: diese sind Hallenkirchen, d. h. Anlagen mit drei Schiffen von gleicher Höhe. Ihre Entstehung aus dem Typus der Krypten wird durch die Burgkapelle in Donaustauf bei Regensburg augenfällig gemacht. Dieselbe ist fast eine Kopie der St. Wolfgangskrypta bei St. Emmeram, aber etwas in der Höhenproportion gewachsen. Entstehungszeit um oder wenig nach 1050. Freistehende Hallenkirchen in Regensburg selbst die Kartäuserkirche Prüll aus dem ersten Viertel und St. Leonhard aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, beide in den Proportionen leichter und schlanker als die westfälischen Hallenkirchen; das Mittelschiff von den Seitenschiffen kaum differenziert, darin also dem Grundriß der Krypten noch ähnlich. In der Nachbarschaft die Nikolauskirche in Nabburg und, bedeutender als alle vorgenannten, um 1170—80

* Zu bemerken: dieselben Kanoniker verpflanzten burgundisch-provenzalische Formen von Jerusalem nach Barletta in Apulien.

die Zisterzienserkirche Walderbach in der Oberpfalz. Eine zweite Gruppe, heute nur noch durch zwei Exemplare vertreten, hatte Augsburg zum Mittelpunkt: die kleine Peterskirche dort und die stattliche Klosterkirche Bergen zwischen Neuburg und Eichstätt. Später als 1180 ist keiner dieser Bauten begonnen. Mit ihnen ist die süddeutsche Hallenkirche für geraume Zeit erloschen. Aber auch die von Italien her eingedrungene Gewölbebasilika (Altenstadt) hat keinen Nachwuchs. Es entsteht eine Lücke, die bis zum Eindringen der Gotik anhält. Die künstlerisch bedeutendste Leistung dieser Generation ist doch wieder eine Flachdeckenbasilika: die Schottenkirche St. Jakob in Regensburg (Abb. 54). Die Anlage im ganzen, querschifflos mit Doppeltürmen im Osten, ist bairisch, in den Einzelheiten aber bekundet sich fortdauernde Verbindung mit dem Westen: in den nicht monolithen, sondern aus Trommeln unverjüngt aufgemauerten Säulen, in dem völlig normannisch dekorierten Kreuzgangsportal, in den Kreuzrippengewölben des Westbaus, den frühesten ihrer Art, die dann auch lange Zeit vereinzelt blieben.

Östlich von Baiern lagen die Mark Österreich und das Herzogtum Kärnten; der sächsische Kaiser Otto I. hatte sie durch seinen Sieg über die Ungarn für Deutschland gerettet. Die Bewohner waren mit den Baiern stammesgleich und mit ihnen in kirchlicher Hinsicht zu einer Einheit verbunden, zur großen Erzdiözese Salzburg. Noch im 11. Jahrhundert war das Bauwesen dieser Gegenden, nach den wenigen erhalten gebliebenen Resten zu urteilen, dürftig und roh, vom 12. ab beginnt der Aufstieg, es zeigen sich da Salzburg und die Ostalpen dem Baiernlande westlich des Inn sehr überlegen. Eine aus örtlichen Traditionen entsprungene Kunst war es indessen nicht, in ihr mischen sich hirsauische, sächsische und italienische Einflüsse. Der Aufschwung begann unter Erzbischof Konrad I. Er war wohl der baueifrigste Kirchenfürst seiner Zeit. In Salzburg gehen auf ihn zurück eine tiefeingreifende Erneuerung des Domes, die Stiftskirche St. Peter und die Kirche auf dem Nonnberg, St. Zeno in Reichenhall, die großen Klosterkirchen Admont in Oberösterreich, Seckau in Steiermark und der Anfang des Domes von Gurk in Kärnten. Kein romanischer Bau zwischen Inn und Lech kommt in Größe und künstlerischer Haltung diesen gleich. Erzbischof Konrad war vorher Domherr in Hildesheim gewesen und hatte sich auch dorthin zurückgezogen, als er während des Investiturstreites aus Salzburg weichen mußte. Er brachte bei seiner Rückkehr den sächsischen Stützenwechsel mit. In diesem System erbaut, und zwar in der Hildesheimer Fassung (2 Säulen auf je 1 Pfeiler), sind St. Peter in Salzburg (1130—43), St. Zeno in Reichenhall (beg. 1136) und wahrscheinlich auch der unter Konrad wiederhergestellte Dom; in etwas verschleierter Behandlung Seckau, wo charakteristische Einzelheiten an das sächsische Hamersleben erinnern. Der Dom von Gurk und St. Paul im Lavant haben den Stützenwechsel

wieder aufgegeben. Alle diese Bauten hatten flache Decke, welche sich in den Alpenländern bis tief ins 13. Jahrhundert hinein im Gebrauch erhielt. So auch in dem 1181 begonnenen Neubau des Domes von Salzburg. Derselbe ist einem Barockbau zum Opfer gefallen, aber wir kennen ihn, wenigstens das Äußere, aus zahlreichen guten Abbildungen des 16. Jahrhunderts. Die Anlage war nicht, wie in Gurk, Seckau und Millstadt, die süddeutsche, querschifflose und zweitürmige, sondern fünftürmig, offenbar angeregt durch die rheinischen Dome.

Gewölbebauten sind im Alpenvorland selten und gehen mit ihren Emporen über den Seitenschiffen auf lombardische Muster zurück: so in Klosterneuburg bei Wien, im Großmünster in Zürich und im Münster zu Basel. Ein einfacheres lombardisches System in Altenstadt am Lech.

DER AUSSENBAU.

Der Weg der romanischen Stilentwicklung ging in konsequenter Überwindung der Einseitigkeit des Raumstils, von dem sie der Überlieferung gemäß auszugehen hatte, der Ausbildung eines neuen Körperstils entgegen. Die frühromanische Epoche hatte damit beim Außenbau eingesetzt; das 12. Jahrhundert, indem es sich dem Gewölbebau zuwendete, griff zum inneren Organismus über, aber mit unvollkommenem Ergebnis. Um so schöner entfaltete sich die hier von einer unreifen Technik gefangengehaltene Gestaltungskraft in der Weiterbildung des Außenbaus und der Dekoration. Die Einheit der Zielstrebigkeit darf nicht übersehen werden. Wie im inneren System der Pfeilerbau durch seine Verbindung mit den Gewölben eine von der Schwerkraft sich befreiende neue Aktivität zum Ausdruck bringt, so tun am Außenbau dasselbe die Türme. Sie werden immer mehr ein Liebling der romanischen Bauphantasie. Was das 10. und 11. Jahrhundert erst in großen Zügen angegeben hatte, wird jetzt belebter, gelöster, an Abtönungen reicher. Das gilt ebenso sehr von der Gruppenbildung im großen, wie von der Durchbildung im einzelnen. Die sechstürmige Gruppe, bei der zwei Zentraltürme von je zwei Flankentürmen (in wechselnder Stellung) begleitet werden, ist rheinisch; in Sachsen war sie in der Frühzeit ein einziges Mal (Hildesheim) aufgetreten, verschwand aber dann. Vier Türme, zwei stärkere an der Westfassade, zwei schwächere in den Winkeln zwischen Lang- und Querhaus, sind der Hirsauer Schule eigentümlich. Drei Türme, zwei an der Fassade und einer über der östlichen Vierung, begegnen am öftesten am Oberrhein, und wenn dem Vierungsturm Treppentürme beigegeben werden, so steigt die Zahl auf fünf. Endlich Beschränkung auf das westliche Türmepaar, eine verhältnismäßig spät sich durchsetzende Fassung. In Süddeutschland wurde man durch die kleineren Hirsauer Kirchen mit ihr vertraut; in Sachsen behielt sie durch den hohen Zwischen-